

Nr. 68. Bromberg, den 22. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Clari-Marie und die Cille standen inmitten der Stube, steif, wie an einen Fleck gebannt, der Cille hing der Kopf auf die Brust, die Clari-Marie sah gerade aus und hatte ein Wetterleuchten in den Augen. Sie hatten beide den Brief gelesen und lasen auch den Zettel noch, der dabei lag und der die festen, klaren Schriftzüge eines bedächtigen alten Mannes trug. „Ja, ihr zwei Frauen da oben im Berg," schrieb der alte Herr Kirchhofer unter anderm, „euch wünsche ich Glück zu dem Buben, dem Jaun. Seit er hier ist, hat er keine Minute eines einzigen Tages müßig vorbeigehen lassen. Er ist nicht fett und nicht rotbackig geworden; aber er bringt etwas zuwege, was mehr wert ist, als Speck ansetzen. Sein Studium wird euch nichts kosten; ich habe das mit meinem Sohne abgemacht, und Jaun vergilt es reichlich durch seine Treue und Anhänglichkeit und seinen Fleiß. Seit langem habe ich mich auf den Augenblick gefreut, da ich euch die Freude ins Haus melden könnte. Wäre ich noch der junge Springer wie zu der Zeit, da ich in einer Woche zweimal auf euer Rothorn stieg, wäre ich wahrhaftig selber zu euch hinaufgekommen, damit ich euch hätte sagen können, was für einen braven, stillen Menschen ihr aufgezogen habt."

Die Cille hielt diesen Zettel in Händen, die Clari-Marie hatte zwischen den harten Fingern den Brief des Jaun, und er knisterte sonderbar. In der Nebenstube schliefen die Alten, das Arbeiten des Gesellen scholl aus der Werkstatt herüber.

„Nun?" sagte die Clari-Marie, sie strich die spärlichen, glatten Haare am Scheitel noch glatter, ihre Hand zitterte ein wenig.

„Ich, ich — will ihn holen", sagte die Cille.

„Gut", gab die Clari-Marie zurück. „Sag ihm, er soll noch heim kommen, solange er kann." Während sie das sagte, ging sie schon nach der Tür, aber sie sprach so, als wären ihre Worte Nägel und sie stünde in der Werkstatt, einen Nagel um den andern — gang — mit schwerem Hammer in ein Brett zu schlagen. Vielleicht trafen die Worte die Cille wie Nägel. Sie blickte halb auf und der Schwester nach. Die wendete sich in der Tür. „Hätten wir ihn nicht gehen lassen, in die Stadt — zu — zu dem Volk!" sagte sie.

„Eben ja", sagte die Cille. Sie tat einen Schritt vorwärts, hob die dürren Arme halb auf, als wollte sie sie vors Gesicht schlagen, ein Flennen sprengte ihr den herben Mund, aber im nächsten Augenblick war es, als reue sie alles oder als besinne sie sich. Sie nahm den Schürzenzipfel, fuhr sich hart ins eine, dann ins andre Auge; dann starrte sie die Tür an, durch die die Schwester hinausgegangen war, und starrte und sann, sann und starrte und war nicht sicher, ob es falsch gewesen war, daß der Jaun in die Stadt gekommen. Aber, daß sie hinab mußte zu ihm wußte sie.

An dem Morgen klang das Werkeisen schärfer als sonst von der Werkstatt herüber; die Clari-Marie half bei der Arbeit, und sie schlug und sägte und schlug und sägte den Groll in sich tot. Aber als der Hansi und die Severina, jener vom Taglohn, diese aus der Schule, heimkamen, sahen sie doch noch wie scheu und von der Seite in das breite Gesicht der Truttmannin, und über dem Essen fragte die feine Severina, deren schlanke Gestalt sich streckte und rundete, mit ängstlichem Blick: „Seid Ihr zornig, Base Clari-Marie?"

„Nein", sagte diese und sprach mit dem Töni und mit dem jungen Volk wie alle Tage, es war nur, daß ihre Stimme spröd war und die Worte kurz und scharf tönten, wie wenn Stück um Stück von einer Glasscheibe gebrochen wird. Die Cille saß mit schmalen Lippen, wortkarg und bedrückt am Tischende.

9.

Am nächsten Tage ging die Cille Ziegler nicht nach St. Felix. Am frühen Morgen stand die Clari-Marie an der Kammertür des Töni und pochte: „Steh auf, du, du mußt den Pfarrer holen. Mit der Mutter ist es nicht recht."

„Ja, sogleich", antwortete es von innen. Dann pochte die Clari-Marie bei der Cille an. Die war schon auf, tat die Türe auf und knöpfte noch an der grauen Jacke.

„Du kannst nicht fort; mit der Mutter ist es nicht recht", sagte die Clari-Marie.

„Was ist denn?" fragte die Cille.

„Es könnte etwas geben", gab die andre zurück, und sie standen einen Augenblick voreinander und sahen einander an, und jede wußte, daß die andre in der vergangenen Nacht nicht geschlafen hatte. Sie waren einander auch sonderbar ähnlich, während sie sich mit den dunklen, scharfen Augen aus den bleichen Gesichtern maßen, und auch das mochte ihnen auffallen; nur war die breite, untersetzte Gestalt der Clari-Marie vor der langen, zähen andern wie ein Steinblock neben einer Tanne; von dieser ist nicht zu sagen, ob sie nicht inwendig morsch und schwach ist, jener aber steht, und die Wetter haben ihm wenig an.

Die Clari-Marie ging hinunter und verschwand wieder in der Kammer, wo die Alten lagen. Die Cille folgte ihr bald, und dann war an dem Morgen ein Aus und Ein in jener Tür; der Pfarrer kam mit dem heiligen Öl, der Sigrist mit dem Rauchfaß ging neben ihm, und nachher kam die Pfarrmagd, die Viktorine gelaufen, nach der Mutter zu sehen. Eine Weile war die Kammer voll Murmelns, aus dem die klare Stimme der Clari-Marie sieghaft hervorbrach. „Vater unser" und „Gegrüßt seist du, Maria, Mutter Gottes!" Der Töni, der Gesell, stand Hut in Hand unter der Tür der Kammer, die nur angelehnt war, und murmelte mit, und der Hansi und die Severina kamen, drängten sich neben den Alten und steckten die Köpfe hinein; dann hoben auch sie zu beten an. Nach einer Weile trat der Pfarrherr heraus, die Cille geleitete ihn. „So müsset ihr es halt hinnehmen", sagte er mit salbungsvollem Seufzer, tat als wischte er eine wirkliche Träne aus den wässerigen Augen.

und streichelte der Cille die Hand, die diese ihm reichte, streichelte sie mit rührsamer Teilnahme, bis das hagere Mädchen in der Tür stehen blieb und die weiche, samthafte Hand von ihrer harten abglitt.

Die Stuben waren voll betäubenden Weihrauchduftes, als der Pfarrer und der Sigrist hinausgegangen waren. Die Cille ging hin und riß ein paar Fenster auf; dabei war ihr, als müßte sie mit dem alle Sinne einschläfernden Duft noch etwas hinauslassen, was süßlich roch, des Hochwürdigen Mitleid und Trostbereitschaft! Aus der Nebenkammer klang noch immer das Beten der Clari-Marie. Hansi und Severina knieten jetzt bei ihr am Bett der Großmutter, nebenan aber schlief der Chrisostomus so fest, daß er weder des Pfarrers gewahr geworden, noch durch das Murmeln gestört wurde. Er schlief viel in der letzten Zeit, der Chrisostomus.

Der Töni war nach der Werkstatt an die Arbeit gegangen.

Nach einer Weile brach das Beten ab. Die Clari-Marie kam in die Wohnstube, rief nach der Cille: „Mach mir jetzt Wasser, heißes", dann heizte sie den Ofen, obwohl es schon scharf an den Maimonat ging, richtete aus Decken und Kissen ein Lager darauf und trug den Chrisostomus heraus, der, eben erst erwacht, mit erstaunten Blicken um sich sah. Ihn bettete sie auf dem Ofen zurecht.

„Er braucht nicht zu wissen, daß es mit ihr nicht geht wie sonst, mit der Mutter", raunte sie der Cille zu und fügte hinzu: „Aber — es ist mir — am Ende überhaupt sie es wieder, die Mutter."

Den ganzen Tag war sie dann um die Alten beschäftigt. Am Abend kam der Hansi von der Arbeit heim. Er war der Schule entwachsen, arbeitete die eine Hälfte der Woche in seines Vaters Dienst, die andre, weil dem Rottalbauern das Lohngeld seines Buben lieb war, in fremdem Taglohn und wohnte noch im Zieglerhaus, einmal weil es bequemer lag als die Hütte auf der Rotfluh, zum zweiten weil die Clari-Marie an ihm hing, obgleich sie sich wenig davon merken ließ, zum dritten, weil seine Alten auf der Rotfluh herausgefunden, daß sie zu zweien billiger hausten, als wenn die Kinder mit ihnen am Tische aßen.

„Was macht sie, die Großmutter?" fragte der Hansi. Er trug einen Korb voll Streumoos am Rücken und stellte ihn ab, dabei strafften sich die Sehnen seiner Arme, der Körper bog sich geschmeidig und voll junger Stärke, seine voller gewordenen Wangen färbten sich kaum ob der Anstrengung.

„Gut geht es", gab ihm die Clari-Marie Antwort und blieb bei ihm stehen. Ihr Blick haftete an seiner Gestalt, die in die Breite wuchs. Der Hansi kniete und hantierte am Tragband seines Korbes. Die Clari-Marie strich mit der festen Hand über sein dichtes Haar, aus dessen dunkler gewordenem Braun noch immer die weiße Strähne leuchtete. „Nicht einmal heiß hast", sagte sie und ging von ihm; sie ließ sich nicht merken, daß die Lust sie befallen hatte, des Hansi Kopf zwischen die Hände zu nehmen und zu sagen: „Jesses, was bist du für einer geworden, Bub, wie ein Baum einer! Und der Zaun, der noch älter war als du, ist unter dem Korb zusammengefallen!"

Sie faltete die Stirn, als ihr der Zaun zu Sinn kam, der Groll kam wieder über sie. Eine Stunde später, als sie in der Wohnstube mit den andern zusammen war, sagte sie aus diesem Groll heraus zur Cille: „Morgen kannst gehen, du."

„So meinst, es gibt nichts mit der Mutter?" fragte diese zurück.

„Es gibt nichts, sie ist wieder wie sonst," antwortete die Clari-Marie.

Am Morgen fiel Regen. In Faden langgezogen, als klebte Tropfen an Tropfen fest, strich es aus tief hangenden, grauen Wolken nieder. Die Straße, die aus dem Dorfe lief, glänzte vor Nässe, da und dort lag noch schmutzig und hart eine Schneekruste; auf den Matten war mehr Schnee, aber das Grüne brach durch und schimmerte dunkel und saftig zwischen den trübweißen Stellen. Die Cille, die den Weg nach St. Felix antrat, stand in der Haustür der Zieglerhütte, hatte einen weiten, alten, schlichten Mantel um und spannte den Schirm auf, der schwer war und für ein kleines Volk gelangt hätte. Die Clari-Marie trat zu ihr. „Schön ist es nicht," sagte sie trocken.

„Ade," sagte die Cille und trat in den Regen hinaus. Langsam, vornübergebeugt, den Schirm auf die Achsel gestützt, ging sie davon, ihre schweren Schritte klatschten auf dem nassen Weg.

Der Regen fiel an diesem Tage unablässig; wenn die Clari-Marie aus dem Fenster blickte, sah sie es wie Schleier zwischen Himmel und Erde hängen, und das Grau war tief und endlos, kein Berg war sichtbar. Die schlanke Severina verließ das Haus und ging zur Lehrschwester, bei der sie, aus der Alltagsschule entlassen, noch Unterricht genoß; auch der Hansie ging bald nach ihr weg und nach der Rottalhütte hinauf. Die Stille des Hauses bedrängte die Clari-Marie; eine Last fiel ihr aufs Herz, es war ihr, als müßte sie tief, tief atmen, damit ihr leichter werde. Sie ging dann zu den Alten hinein; beide lagen still und schliefen. Da verlangte sie nach einer geregelten Arbeit, und sie tat in der Küche, wo sonst die Cille waltete, was da zu tun war. Die Stubentür stand offen, zuweilen horchte sie hinein und dann fiel ihr ein: nachmittags darf sie nicht mehr fort, die Severina! Nicht einmal jemand zum Fortschicken hast, wenn es irgend etwas gibt! Sie arbeitete weiter. Der Regen schlug ans Küchenfenster, gleichmäßig, tipp, tipp, und dann rann es in Bächen über das Glas. Plötzlich war ihr, als hörte sie ein Husten aus der Kammer der Alten, sie achtete kaum darauf, aber einen Augenblick später ging sie, unruhig geworden, doch hinein. Als sie an die Kammertür kam, tat sie zwei große Schritte. „Nun, was ist denn, Vater?" sagte sie.

Der Ziegler kniete aufrecht in seinem Bett, hielt sich an der Wand zu dessen Häupten und sah mit weit aufgerissenen Augen nach dem Bett seines Weibes hinüber. Er trug noch das Tuch um die Brust geschlungen, das ihm die Clari-Marie immer umlegte; es war verschoben und am Halse stand das rauhe Leinenhemd weit offen. Die Augen, die sonst halb eingetrocknet in den Höhlen lagen, quollen hervor. Die Lippen bewegten sich und stammelten verworrenes Zeug: „Was — was ist jetzt — he, Anni, Anni, he;" Zwischenhindurch hüstelte er manchmal.

Die Clari-Marie schob ihn in die Kissen zurück: „Was ist denn, Vater?" wiederholte sie, aber gleichzeitig blickte sie nach dem Bett der Mutter und sah ein fahles kleines Gesicht, zwei gebrochene Augen: „Jesus!" entfuhr es ihr.

„Gelt, sie ist tot?" sagte der Chrisostomus, ganz klar und dann wieder weinerlicher: „Gelt, sie ist tot, die Anni, die arme?" Dann fing er zu flennen an, kindisch, der alte Leib hatte nicht mehr die Kraft für große Wallungen. „Gelt, sie ist tot?" schluchzte er und: „gelt, jetzt ist sie doch noch vor mir, gelt?" So kam es in kleinen Ausbrüchen wie Wellen auf müdem Wasser aus ihm heraus.

Die Clari-Marie trat zwischen ihn und die Tote. „Vater unser," begann sie und drückte der Alten die Lider über die Augen. „Kommet, Vater, wir wollen beten," sagte sie dann, hob ihn mit starken Armen aus den Kissen und stützte ihn und hielt ihn unwillkürlich fest gegen sich, so daß seine Runzelstirn sich an ihre klare, glatte lehnte; zu reden war nicht viel, aber das sollte ihm wohltun, daß sie ihn ihre Nähe fühlen ließ.

„Gelt, gelt — jetzt ist sie tot," stammelte er. Und dann — „Jesses," schrie er ein wenig auf, die Augen wurden wieder groß, mit den Händen fuhr er in die Brust, dann sank er nach vorne ein.

„Vater," mahnte die Clari-Marie und noch einmal hastiger, schon mit etwas wie Erkenntnis in der Stimme: „Vater!" Der Körper des Alten hing kraft- und leblos in ihren Armen. Es überlief sie kalt, sie ließ ihn in die Kissen zurückgleiten, riß ihm das Hemd an der Brust auf und horchte. Das Herz schlug nicht. Da blickte sie in das Gesicht des Chrisostomus, strich auch ihm die Lider über die Augen, sah von ihm nach dem andern Bett hinüber und schüttelte den Kopf, als begriffe sie nicht. Dann ging sie in die Wohnstube hinaus; sie wußte nicht warum, noch was sie wollte, langsam ging sie an der einen Wandseite hinauf und an der andern hinunter und wieder in die Nebenkammer zurück. Dabei empfand sie nichts als die Totenstille, die im Haus war, und ein Gefühl, als sei jenes ganz leer für immer und sie allein übriggeblieben. Sie nahm eine Stabelle, schob sie zwischen die zwei Betten und setzte sich, den einen Arm legte sie auf dieses Bett, den andern aufs andere, ganz ruhig, als ob sie sagen wollte: „So,

Vater, Mutter, kommt, gebt mir die Hand." Dann saß sie lange, den schweren, breiten Oberkörper vorgeneigt, mit sinnendem Blick auf den Boden starrend. Das Licht in der Stube war düster, die Umrisse ihrer schwarz gekleideten Gestalt flossen mit dem Dunkel, das zwischen den zwei Bettstellen lag, zusammen, aber ihr festes, gelbbleiches Gesicht mit den scheinenden Augen und den Hautsäcken darunter leuchtete aus dem Dämmer. Eintönig spritzte der Regen an die Fenster, in der Stube selbst war eine fröstelige Kühle. Die Gedanken der Clari-Marie, die anfangs wirr gewesen, wie ein Strom brodelnd und gestaut von dem einen Empfinden: Mein Gott, jetzt bist ganz allein! wurden allmählich still, klar fließend, in Wellen zog es daher, und als die Clari-Marie inne ward, daß es gleichsam wie Bilder an ihrer Seele vorüberzog, war es ihr eignes Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Gibt es noch Klassiker der Jugend?

Eine zeitgemäße Betrachtung von **Edmund Starkloff.**

Wenn wir unter Klassikern der Jugend jene illustren Repräsentanten der hohen Literatur verstehen, die seit Generationen als Vorbild, Gipfelpunkt, Beispiel und Gegenstand der geistigen und seelischen Bildung der Jugend gelten, wenn wir mit ihnen Schiller, Goethe, Hebbel, Grillparzer, Mörike und Stifter meinen, so müssen wir nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge und nach den Beobachtungen und Zeugnissen der letzten Jahre eigentlich sagen — nein! Um diese Tatsache läßt sich nicht herumreden, wenn von den „Klassikern" einmal die Rede ist. Wenn wir aber mit der Frage „Gibt es noch Klassiker der Jugend" Antwort heischen, ob es noch Bücher gibt, die klassisch für die Jugend, d. h. in jedem Sinn geeignet sind und alle hochgespannten Wünsche und Erwartungen, die man mit Recht an Jugendbücher stellt, erfüllen, so kann man ebenso bestimmt und entschieden sagen: ja! Und was ebenso viel bedeutet und ebenso erfreulich ist: diese Bücher, die wir klassisch nennen, weil sie Geist und Gemüt gleichermaßen bilden und beeindrucken, diese Bücher, die ebenso spannen, fesseln, miterleben lassen wie sie bessern, bekehren, Vorbilder schaffen, Vorsätze und Ideale wecken, werden viel gelesen.

Diese Werke, die seit Jahrzehnten oder schon seit Generationen zu dem eisernen Bestand aller Jugendbüchereien gehören, die großen historischen Romane wie Felix Dahns „Kampf um Rom", H. Sienkiewicz' „Quo vadis", Gustav Freytags „Bilder aus der Vergangenheit" und sein berühmter Kaufmanns-Roman „Soll und Haben" brauchen ebensowenig ausführlich besprochen oder empfohlen zu werden wie die klassischen und beliebten Abenteuer- und Erlebnisbücher, wie Defoes „Robinson Crusoe", Coopers „Lederstrumpfgeschichten", Kiplings „Dschungel-Buch" oder etwa wie Löns' „Werwolf", Tier- und Jagdgeschichten, Kügelgens „Lebenserinnerungen", Roseggers „Waldbauernbub" oder Schreckenbachs historische Romane „Die von Wintzingerrode" und „Der Böse Baron von Krosigk". —

All diese Werke sind zu bekannt, um noch besonders als klassische Jugendbücher besprochen werden zu müssen. Hier soll vor allem auf einige Werke neueren und neuesten Datums hingewiesen werden, die noch weniger bekannt, deshalb aber nicht weniger bedeutend sind und die davon Zeugnis ablegen, wie reich, vielfältig und unerschöpflich die Quellen der guten Jugendliteratur fließen.

An die Spitze soll Bonsels' innig-schlichter, wald- und wundererfüllter, von Tierbeobachtung, Natur- und Menschenliebe tief durchtränkter Wald- und Tierroman „Mario und die Tiere" treten. Dieses Buch erzählt in unvergeßlicher Schönheit und Schlichtheit von den Abenteuern eines Knaben, der in den Wald gerät und dort mit Tieren und Pflanzen sein merkwürdiges, einzigartiges Leben verbringt.

Ganz anders geartet, aber nicht minder hervorragend und empfehlenswert ist das von Professor H. Houben erschienene Werk „Der Ruf des Nordens", das in einer unerhört packenden, menschlich erschütternden, historisch, geographisch und naturwissenschaftlich erkenntnisreichen Weise das jahrhundertealte, von Heldentum und menschlicher Tragik erfüllte Ringen um den Nordpol schildert und der Jugend einen Begriff von der Steigerung menschlicher Willenskraft gibt.

Ein modernes Gegenstück zu Gustav Freytags „Soll und Haben" wurde von dem Dresdner Dichter Rudolf Heubner in seinem großen zweibändigen Kaufmannsroman „Der heilige Geist" (Jacob Siemering & Co. — Jakob Siemerings Erben) geschaffen. Der Autor führt uns in die viel zu wenig beachtete Welt des deutschen Kaufmanns und der deutschen Industrie. Die Frage nach dem heiligen Geist altüberlieferter deutscher Kaufmannsart schwebt über dem packenden Buche. Ein moderner Kaufmannsroman, reich an volkswirtschaftlichem Verständnis und zugleich fesselnd und spannend durch die Gestaltung der Charaktere, durch den geschickten und glaubhaften Aufbau der Handlung.

Ein Stück deutscher Vergangenheit steigt mit dem großen Roman des Österreichers Franz Carl Ginzkey: „Der von der Vogelweide" herauf und mit ihr all die Unruhe, all der Kampf und Aberglaube jener Tage vor allem aber auch das unvergeßliche Bild jenes großen Minnesängers, der seit jeher von eigenem Zauber umgeben ist.

Auf die zahlreich vorhandenen, wirklich guten Bücher der neueren Zeit hinzuweisen, die der Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden können, ist im Rahmen dieser Betrachtung nicht möglich. — Es sei nur noch jener Bücher gedacht, die die Achtung und Ehrfurcht vor der Natur stärken, die Liebe zum Tier fördern helfen. Von den Autoren, die diese Literaturgattung wertvoll bereichert haben, möchten vor allem Friedrich von Gagern, Egon von Kapherr, Svend Fleuron, Olai Aslagson, Jack London, Bengt Berg und Paul Eipper kurz genannt werden.

Die Statistiken der Jugend- und Volksbüchereien zeigen heute trotz der großen Beteiligung der Jugend an der Sport- und Wanderbewegung meist eine steigende Benutzungstendenz. Dies ist um so erfreulicher, als das gute Buch immer noch derjenige Faktor ist, der den tiefsten und entschiedensten Einfluß auf den bildsamen Geist und das empfängliche Gemüt der heranwachsenden Jugend darstellt. Den nachdrücklichsten Beweis dafür liefern die Beobachtungen der berufenen Erzieher. Für die Vergangenheit liefern ihn die zahlreichen Zeugnisse, Biographien und Bekenntnisse großer Männer und Frauen, die uns immer wieder bestätigen, daß es Bücher waren, denen sie die schönsten Erinnerungen und Stunden ihres Lebens, oft aber Vorbild, Anstoß und Ansporn zum Aufstieg und Erfolg verdanken.

Diejenigen aber, denen die Sorge um die Befriedigung des Lesebedürfnisses der Jugend obliegt, sollten sich immer jenes Ausspruches bewußt bleiben, den Herder auf die Frage: „Was bedeutet das Buch für die Jugend" zur Antwort gab:

„Ein Buch hat oft die ganze Lebenszeit eines Menschen gebessert oder verdorben".

Das Bilderbuch.

Von **Will Vesper.**

Den Weg, den die Menschheit in Jahrmillionen zurückgelegt, muß, wie wir wissen, jedes Menschenkind in seinem kurzen Dasein noch einmal durchlaufen. So kommt auch das Kind in jenes Alter, wo es zwar die Schrift noch nicht kennt, aber schon das Bild begreift, sicher mit ganz dem gleichen geheimnisvollen Schauder im Herzen, mit dem einst der Urmensch das Bild entdeckte, ungefüge und doch ergrei-

send lebendig in die Erde oder in den Fels kratzte und dann anbetend betrachtete. Man beobachtete einmal das zitternde Verlangen und bebende Entzücken, mit dem ein Kind sein erstes Bilderbuch beschaut, in dem Augenblick, wo es erkennt, daß man dies nicht in den Mund steckt, daß dies nicht ein Ding ist, wie die andern ringsum, sondern eine neue Wirklichkeit, ein geheimnisvolles Herausschaffen von Dingen — Kuh, Pferd und Hase — von Dingen, die eigentlich nicht da sind und die doch da sind. Ungeheure Schritte im Geist macht ein Kind in solchen Augenblicken und seine noch ganz frische unbeschriebene Seele füllt sich „inwendig mit Figur“, mit Bildern, die vielleicht für seine Entwicklung bestimmender sind, als alle spätere Erziehung und Unterricht.

Diese allerersten Jahre der sich entfaltenden Menschenseele, in denen noch nichts als das Bild zu ihr spricht, geben dem Charakter und Wesen die später kaum noch abzubiegende, jedenfalls nur schwer noch zu ändernde Richtung. Von einem Bild und einem Bilderbuch geht in dieser frühesten zartesten Seelenzeit, wie ich glaube, mehr wahrhaft bestimmender Einfluß aus, als später von jahrelangem Unterricht. Ich bin überzeugt, daß das Kind, das wir mit sechs Jahren aus dem Elternhaus in die Schule entlassen, damit es die Schrift lernt, schon ein in seiner Hauptrichtung fertiges Menschlein ist, an dem die Erziehung zwar noch allerlei schleifen mag, das sie aber wesenhaft nicht mehr so bestimmt wie die erste Kinderzeit es bestimmt hat.

Wenn alle Eltern sich das klarmachten, so würden sie endlich begreifen, wie ungeheuer wichtig die Wahl des Bilderbuches ist, dieses ersten Fensters, durch das sich dem Kinde die geistige Welt öffnet, natürlich nicht nur für die ersten sechs Jahre, sondern überhaupt solange das Kind noch vom Bilde aus stärker die Welt begreift, als von der Schrift aus. Für manche Menschen bleibt das bis ins Alter.

Und nun muß man sich anschauen, wie gedankenlos viele Eltern noch immer diese erste wichtigste geistige Nahrung ihres Kindes behandeln, wie sie sie ihm entweder ganz versagen oder sich damit begnügen, ihm irgendeinen bunten Fetzen in die Hand zu drücken, nur weil er nichts kostet. Unendlich oft wird hier den Kindern, die um Brot bitten, wahrhaft ein Stein, und wenn sie um Fisch bitten, eine Schlange gereicht. Die offene kleine Seele wird vergiftet und betrogen mit wertlosem Schund; denn ein schlechtes oberflächliches, plattes Buch ist Gift für die Seele.

Jedes Elternpaar wird sich bemühen, die beste und geeignetste Nahrung für den Leib der Kinder zu finden, die beste Kleidung. Und die Nahrung der Seele und des Geistes? Ist die weniger wichtig? Darf man da auf den Pfennig sehen und ohne nachzudenken das „Erstbeste“, das heißt unüberlegt das Schlechte wählen? Gewissenhafte Eltern werden doch die Nahrung für die Seele ihres Kindes mindestens mit derselben Vorsicht prüfen, wie die Nahrung für den Leib. Sie werden sich von verständigen Führern beraten lassen — denn auch nicht jedes gute Buch eignet sich für jedes Kind — und wenn sie auch Jean Pauls Wort kennen und wissen, daß Bücher allein den Menschen nicht gut oder schlecht machen, so werden sie doch bedenken, daß ein einziges Buch ein Kind sehr wohl besser oder schlechter machen kann. Der Einfluß des Bilderbuches und des Jugendbuches überhaupt ist aber, wie gesagt, stärker als der aller anderen Bücher, weil er noch von weichen Seelen aufgenommen wird, bei denen noch jeder Eindruck in die Tiefe des Wesens geht und für das ganze Leben lang haftet.

Was gebt ihr für Essen und Trinken, was gebt ihr für die Kleidung eurer Kinder aus? Man sagt, Essen und Trinken müssen zuerst sein. Gewiß. Aber wollt ihr wirklich nur schön angezogene Tiere erziehen? Das Bilderbuch öffnet dem kleinen Wesen das erste Tor zum Menschen — zu dem wir alle noch auf weiter Wanderschaft sind. Gute Bücher sind die besten Erzieher zum Menschen und die billigsten dazu. Ein gutes Buch kann gar nicht in seinem Wert mit Geld bezahlt werden. Es ist das Zeichen kleiner Seelen und einer schäbigen Zeit, daß sie gerade dort sparen wollen, wo sie selber im Grunde nur beschenkt werden.

Erster Frühlingstag.

Ein Feld steht grün in junger Saat,
In gelbem Schleier die Weide,
Der Gartenbusch an meinem Pfad
Trägt Kätzchen aus Samt und Seide.

Der Himmel, blau und weiß gefleckt,
Blinkt in den Pfützenspiegeln,
Das Dorf, hinter Baum und Zaun versteckt,
Leuchtet mit roten Ziegeln.

Hell pfeift der Starmatz in dem Hag —
Halt an, du Mensch, ein Weilchen:
Heut ist der erste Frühlingstag
Mit Sonnenschein und Veilchen!

Heinrich Eisen.



Bunte Chronik



* **Das Pech des Feuerläufers.** Auf der zu Ceylon gehörigen kleinen Insel Delft herrschte kürzlich große Aufregung. Die Eingeborenen feierten einem ihrer Götter zu Ehren ein Fest, und ein Fakir vom Festland hatte — mit der entsprechenden Reklame, ohne die es heute nirgends mehr geht — sein Erscheinen in Aussicht gestellt. Der Wundermann behauptete, gegen jedes Feuer gefeit zu sein, und wollte den braven Leuten von Delft sein bestes Kunststück zeigen: das Wandeln über glühende Kohlen. Hunderte hatten sich versammelt und sahen in ehrfurchtsvollem Schweigen zu, wie ein Hindupriester den Fakir der symbolischen Reinigung unterzog, um ihn zu seinem Vorhaben zu befähigen. Dann begann der Wundermann seinen Tanz. Leider währte dieser nur kurze Zeit und enttäuschte zudem die Zuschauer sehr. Die Sohlen des indischen Heiligen schienen nicht auf die Hitze der Kohlen von Delft eingestimmt zu sein denn der arme Fakir zog mitten im Tanz das eine Bein mit schmerzerfüllter Miene einen Augenblick hoch und fiel dann mitten in die Glut. Ein paar beherzte Zuschauer, die sich nicht für unverletzlich hielten, zogen den Armen rasch aus dem Feuer und retten wenigstens sein Leben, nachdem sein guter Ruf als Feuertänzer im Rauch des versengten Fleisches aufgegangen war. In Delft ist man nun eifrig damit beschäftigt, zu ermitteln, ob der Hindupriester etwa bei der symbolischen Reinigung des Fakirs einen Fehler beging.

*

* **Wie das Känguruh zu seinem Namen kam.** Die Etymologie wandelt mitunter auf seltsamen Wegen. So hat sie neuerdings in England ausfindig gemacht, wie das drollige australische Beuteltier zu seinem sonderbaren Namen gekommen ist: nämlich dank einem fast ebenso drolligen Mißverständnis. Als der berühmte Seefahrer und Forscher Cook an den damals noch unbekannten Küsten Australiens entlangfuhr, bemerkte er eines Tages einen Eingeborenen, der soeben ein höchst fremdartiges Tier erlegt zu haben schien. Cook schickte eine Mannschaft an Land, und ihrem Führer gelang es, dem Schwarzen das unbekannte Tier abzuhandeln. Der Engländer wollte gern wissen, wie die Eingeborenen das Tier nannten, und fragte nach dem Namen, wobei freilich die Verständigung mit dem Papua inige Schwierigkeiten machte. Immerhin gab er die Antwort: „Kan gu ruh“. Die Mannschaft kam an Bord zurück und berichtete, das merkwürdige Tier sei ein Känguruh. Dieser ame setzte sich dann in Europa durch, war aber in Australien selbst ursprünglich unbekannt. Erst als die Sprachforscher sich auch der Papuas annahmen, kam man hinter den Irrtum. Der gute eger, der damals nichts davon begriffen hatte, was der englische Seemann von ihm wollte, hatte in seiner Sprache nur geantwortet: „Ich kann nichts verstehen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.